

Der folgende Roman, der als Sammlung von Essays erscheinen mag, die zuletzt einen Roman ergeben werden, verarbeitet eine Reihe von Erfahrungen, die ich in meinen bisherigen Lebensjahren in Japan gemacht habe. Das Ganze ist freilich Fiktion, einige wirkliche Begebenheiten und Gestalten haben sich beim Schreiben verändert, wieder andere, und gar nicht wenige, sind frei erfunden. Was das Genji-Monogatari betrifft, so habe ich beim Nacherzählen die Fiktion in eine Art Wirklichkeit übertragen: „Die Literatur führt auf Abwege...“

Ein Tropfen in der Luft

Mit dem Zug nach Miyajimaguchi gefahren, eine gute Stunde auf der Sanyo-Strecke, in einem der Waggons, die seit fünf oder sechs Jahrzehnten eingesetzt werden. Sogar unter den Shinkansen-Waggons gibt es inzwischen fünfzigjährige, man merkt es an den Blümchentapeten und den aus der Mode gekommenen Speisewagen, wo eine Silberkette vor dem Eingang zur Küche baumelt. Naomi, meine Tochter, hat vor kurzem ihre Bewunderung für Lokführer und Schaffner entdeckt. Ich hebe sie zum Glasfenster an der Vorderseite des ersten Waggons, damit sie das Armaturenbrett sehen kann, den Hebel, der zum Beschleunigen und Verlangsamten dient, den Arm und die Hand des Fahrers und manchmal, wenn er sich nach vorn beugt, um mit majestätischer Geste auf ein Ampellicht draußen oder die Zeittabelle herinnen zu deuten, das Profil seines Gesichts. Die Präzision und die ernste Formvollendung, die er dabei walten läßt, sind dieselben wie auf den Hochgeschwindigkeitsstrecken. Daß diese alten Gefährte überhaupt so lange erhalten und funktionstüchtig bleiben, verdanken sie der Sorgfalt, mit der sie behandelt, gepflegt und gewartet werden. Japan ist das Land der technischen Innovation, aber auch das Land der Bewahrung der überkommenen Dinge...

So beginne ich unwillkürlich, von der Gegend hier als von einem „Land“ zu schreiben, das es ja auch ist. Man lächelt in diesem Land, oft zwanghaft und starr, und weiter unten, wo das Land endet, in den Buchten und auf den Inseln, blühen im Winter die Zitronen. Zugleich denke ich an Argentinien, die andere Heimat, wo ebenfalls noch die alten Züge fahren, aber mit Fenstern und Türen, die nicht schließen, und Stillständen aus „technischen Gründen“, die mitunter einen lieben langen Tag dauern können, und Lokomotiven, deren Bremsen bei der Einfahrt in den Bahnhof versagen.

(Auch zwischen Hiroshima und Miyajima habe ich einmal eine Triebwerkspanne erlebt. Ich stieg in eine Straßenbahn um, die sich bis auf den letzten Kubikzentimeter mit Menschenleibern füllte, und war trotz der Widrigkeiten zufrieden, daß einmal etwas nicht funktionierte in diesem wie geschmiert funktionierenden Land.)

Die Gondel, in der wir später auf den steil ansteigenden, dicht bewaldeten Inselberg fahren, hatte etwa dasselbe Alter wie der Waggon auf der Sanyo-Strecke. Trotz meiner Höhenangst fühlte ich mich in dem kleinen, dünnschaligen, lichtdurchfluteten Gebilde geborgen. Ja, vielleicht, so wage ich zu hoffen, hat mich, seit ich stets das Wohlergehen meiner Tochter im Sinn habe, die Angst verlassen. Ei- oder tropfenförmig, die Gondel. Großer Tropfen, auf der Rückfahrt von zahllosen kleinen besprüht, die Fensterscheiben beschlagen, tief unter uns das dichte Grün, vielfarbig trotz des grauen Himmels, und die wenigen, kaum ahnbaren Silhouetten der Inseln in der sogenannten Inlandsee, die sich unter dem Dunstschleier verbirgt. Wir zwei in einer kleinen Blase in den Lüften, von Wassertröpfchen

umschirmt: Wollustgefühl, das auch Naomi erfaßte, wie ich an ihren Bewegungen und Gesten erkannte.

Unten angekommen, legte ich sie in den Kinderwagen, und bald darauf, noch im Waldgebiet, schlief sie ein. Ich stellte den Wagen in einem Hain ab, auf einem kleinen, von Ahornlaub und Kiefernzweigen überdachten Platz, den ein paar Holztische und -bänke säumten. Es war dies, wie ich bei genauerem Hinsehen bemerkte, ein vorzeiten künstlich eingerichteter, hergerichteter, aus der Natur herausgenommener und auch wieder in sie hineingebetteter Ort; ein Ort der Rast, der Besinnung, der Stille; einer Stille, die sich aus dem Rauschen des nahen Wasserfalls, dem Blättersäuseln, dem Vogelgezwitscher, dem Knistern der von Blatt zu Blatt fallenden Tropfen und auch, ja, der Menschenschritte und Menschenstimmen zusammensetzte. In der Nähe befand sich ein Ryoukan, ein Gästehaus alten Stils, und im Hang neben dem Wasserfall war, auf große, eigens übereinandergeschichtete, moosbewachsene Steine gestützt, ein kleineres Haus, das man für eine Teehütte hätte halten können, wären da nicht die Glasfront zum Wasserfall hin und die mit edlem Tuch bezogenen Fauteuils westlichen Stils gewesen. Die Ahorn- und, in einem anderen Abschnitt, Kirschbäume trugen wesentlich zur Berühmtheit der Insel bei, sie waren, wenn man es so nennen will, ein Teil ihres Kapitals. Während ich auf einer wasserabweisenden Plastikmatte saß, die mir sonst beim Windelwechseln diente, und dann wieder, da meine innere Ruhe an die der Erleuchteten bei weitem nicht heranreicht, im Hain hin und her spazierte, ging mir die Frage durch den Kopf, wann der Hain, der Platz und die Sitzgelegenheiten eigentlich eingerichtet worden waren. Erst nach einer guten Stunde entdeckte ich einen baumhohen Eisenpfosten, an dessen Spitze zwei altmodische, trichterförmige Lautsprecher hingen, der eine ins Innere der Insel deutend, der andere aufs offene Meer, das freilich von der Bergflanke verstellt war. Ein Relikt aus der Nachkriegs-, der sogenannten Aufbauzeit, wie die Straßenbahnzüge von Hiroshima, die Waggons der Sanyo-Linie und viele andere Dinge mehr. Die ersten Eingriffe in die Natur waren aber zweifellos viel älter, sie lagen Jahrhunderte zurück, und ihre Ergebnisse waren die ganze Zeit über erhalten worden. Der Bach hier, der am Ende des Winters zum Fluß, manchmal sogar zu einem reißenden Fluß werden konnte, schien auf den ersten Blick unverbaut, die elegante Kurve, die er nahm, das Werk eines souveränen, nicht menschlichen Schöpfers. Nach längerem Hinsehen wußte ich aber, daß auch hier, wie fast überall im Land, Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden waren, wenn auch, in diesem Fall, Vorkehrungen, die zugleich der Schönheit dienten. „Wildwasserverbauung“ nennt man es in den Alpen, ein recht umständliches, sperriges Wort. Ininigem Abstand vom gegenüberliegenden Ufer, teilweise vom Unterholz verdeckt, befand sich ein Wall aus unmerklich behauenen, abgerundeten, wiederum moosbewachsenen Steinen. Die Form der Natur war auch beim Mineralischen nicht von Grund auf verändert, eher betonten die Eingriffe von Menschenhand die natürlichen Formen: Brocken, Kugeln,

Dreiecke, unregelmäßige Gebilde, die keinen geometrischen Plänen gehorchten, sondern umgekehrt: die Pläne der Menschen horchten und schauten auf die Natur. Jetzt gewährte ich auch, daß der kleine Wasserfall ebenso künstlich, künstlich-natürlich war: kein Staudamm, es gab hier nichts zu gewinnen, keine Energie, nicht einmal als Attraktion war dieser unscheinbare Wasserfall auszubeuten, der nur durch ein leises Rauschen auf sich aufmerksam machte; sondern nur eine Reihe von Steinen, die das Wasser geglättet hatte, eine schmückende Kette, um den natürlichen Knick des Bachbetts hervorzuheben.

Landschaftsgarten...

Paßt das Wort in die Kette der Wörter? Ich erinnere mich an einen anderen Landschaftsgarten, im Süden von Osaka, einer nicht gerade berausenden Gegend zwischen Stadtzentrum und Flughafen, der auf einer künstlichen Insel vor der Küste liegt. Dort, in dem kaum einen Hektar weiten Areal, konnte man sich dennoch ergehen, konnte lustwandeln, konnte im kleineren Maßstab, Abwechslungseffekte inbegriffen, die Schönheiten genießen, die eine stereotype Landschaft zu bieten hat. Solches tat ich an einem feuchtheißen Sommertag, ich lustwandelte auf Pfaden, hinter Hecken, auf Hügelkuppen, am Rand eines Wasserfalls oder Wasserfällchens... Minimundus, die Welt im kleinen. Bückte man sich, waren die Holzpflocke, Holzstufen, Holzplanken aus Beton. Aber der Waldplatz in Miyajima, diese Lichtung, die zugleich ein dunkles Versteck bietet, imitiert nichts, das Kunstwerk gleicht sich dem Vorhandenen an, es verschwindet wie ein Frosch, eine Heuschrecke, eine Schlange.

Mimikry statt Mimesis.

Dabei ist die Insel, oder genauer: der heilige Radius um den Itsukushima-Schrein und das große rote Tor, das bei Flut im Wasser steht, bei Ebbe im von Muscheln, Schnecken, Krebsen und lichtgrünem Tang bedeckten Sand, eine Weltberühmtheit, sogenanntes Weltkulturerbe. Der Prospekt verkündet die Gewißheit, dieser ausgezeichnete Ort müsse für alle Zeiten bestehen, als sei wenige Kilometer entfernt vor wenigen Jahrzehnten nicht jene Bombe explodiert, die in Sekundenschnelle Bäume, Schreine und Menschen hinwegraffte. Von der Anlegestelle kommend, das Schiff hatten wir just neben dem sogenannten Friedensmuseum bestiegen, gelangt man auf einer Einkaufsstraße zum Schrein, falls man nicht den von den meisten Besuchern rechts liegengelassenen Weg am Meeresufer nimmt; erst vorne bei der Hauptattraktion wird die Ufergegend wieder für die Masse interessant. Danach bewegt sie, die Masse, sich kaum über den abgesteckten Bezirk hinaus, geschweige denn, daß sie die anderen Seiten der Insel, ihre Berge und Wälder, Täler und Buchten, besucht.

Tout est touristique: Nein!

Es stimmt aber, daß im Geschäftsbezirk von Miyajima eine zähneknirschende Verkaufsmentalität herrscht, wie ich sie in Japan anderswo kaum erlebe. Ganz anders in Onomichi, von Hiroshima aus in die andere Richtung, ostwärts, wo wir vor zwei Wochen zu Besuch waren. Diese Stadt ist nicht in den ausländischen Touristenführbüchern verzeichnet; jedenfalls nicht im Baedeker, den ich mir vor einigen Jahren besorgt habe, weil dieser Name für mir deutsche Bildung, Kultur, Geschichtsbewußtsein zu signalisieren schien. Irrtum! Mihara, die benachbarte Industriestadt, ist dem Verfasser ein paar Zeilen wert, Onomichi, dieses Klein-Kyoto, in die zum Meer hin abfallenden Hänge gebaut, mit hundert Tempeln, Schreinen, Treppen, Findlingen, uralten Kusu-Bäumen, mit einer Gegenüber-Insel und einer gemächlichen, etwas schmutzigen überdachten Einkaufsstraße, wo man aus dem alten Sento, dem öffentlichen Bad, ein Kaffeehaus gemacht hat, hinter dessen Seitentüren man immer noch Wasser plätschern zu hören meint – dieses Städtchen der Dichter, von Leuten bevölkert, die sich gern und ohne besondere Absicht nach dem Her- und Fortkommen des Besuchers erkundigen, kommt in meinem Baedeker nicht vor.

Eine schwarze Ameise

Eine einzelne schwarze Ameise irrt auf dem hellen Holzboden umher, läuft in eine Richtung, stutzt, läuft in die entgegengesetzte Richtung. Das Bodenholz natürlich Imitat, dünner Kunststoffbelag mit Maserung, Astaugen, die dich anblicken... Die Ameise ist aber echt, von der Wiese, aus den nahen Wäldern ins Café hereingetrippelt, die Stadt hier ist ja keine Stadt, sondern ein viel zu schnell gewachsenes Dorf, ein vor kurzem noch spärlich, von Bauern und Reisweinerzeugern besiedeltes Gebiet, in das man besinnungslos Forschungszentren, Technologiefirmen und eine Universität geworfen, geschnitten, gestanzt hat. Dazu Wohnhäuser, barackenartige, von Mückenschwärmen belagerte Gebäude, um die herum abends Myriaden von Fröschen quaken. Und Supermärkte, augenlose Riesenwürfel, Einkaufszentren, betonierte Parkflächen. Also die Ameise hier auf dem Plastikholz, und der Krawattenträger, der inzwischen auf der Bank liegt, nachdem er sich beim Thekenmädchen, einer Studentin der Universität, beschwert hat, die Klimaanlage funktioniere nicht, es sei zu heiß hier: Sein Arm fährt aus, zeigt auf ein Gitter an der Decke; das Thekenmädchen sagt nichts, flüstert, geht zur Glasfront und zieht drei Rollos von der Decke herab; und jetzt liegt der Krawattenmann auf der Bank, wahrscheinlich nur, um seinem Kumpan dort zu zeigen, wie cool er sein kann, trotzdem er seine leider dünne, fast feminine Stimme nicht so durch den Raum schallen lassen kann wie sein Gegenüber, das keine Krawatte trägt, dafür aber ein am Gürtel befestigtes Ledertäschchen über dem Hosenbund. Ja, es gibt Machos in diesem Land, die männliche Bevölkerung

besteht fast ausschließlich aus Machos, man merkt es als Europäer nicht gleich, denn nur wenige strecken ihren Bauch, ihr Becken, ihren Schwanz hervor wie die südamerikanischen Angeber, nur wenige schleudern ungeniert ihre sonore Stimme oder ein Mobiltelephongedudel in den Raum.

Atsui, atsui... Aber mir ist kalt, ich leide unter dem Gebläse der Apparatur und fürchte mich vor dem Hitzeschock, der mich an der Türschwelle erwartet. Schubert, es ist wirklich Schubert, das Forellenlied dudelt aus dem Handy des Krawattenträgers, einer eigentlich unpassenden Figur in diesem von Studenten und Landfrauen besuchten Café (die Männer besuchen nachts nach der Arbeit die Kneipen an der Rückseite des Shoppingcenters). Jetzt heißt es Ecran, kennengelernt habe ich es als Café di Espresso, dazwischen gab es eine Zeit, in welcher der Besitzer es in ein elegantes Lokal mit erlesenen Tassen, höflichen Kellnern und Preisen, die die Studenten fernhalten und zahlungskräftige Kunden anlocken sollten, zu verwandeln versucht hatte. Inzwischen ist es mehr oder weniger zum früheren Zustand zurückgekehrt, Selbstbedienung und maßvoller Komfort, allerdings mit schütterem Publikum, als wollten die Studenten dem Besitzer den Affront nicht verzeihen. Ich komme her, erinnere mich an die Atmosphäre des Café di Espresso, nütze aber auch die Ruhe der hohen und weiten Räume (heute ist sie freilich gestört, der Krawattenträger sitzt jetzt wieder aufrecht, dafür brüllt der Sonore, Volkstümlich versus Fast Food, jetzt hat sich die Krawatte doch wieder hingelegt), nütze an Wochentagen die Ruhe zum Lesen und Schreiben, dicke Bücher von Peter Handke und Murasaki Shikibu, durch tausend Jahre getrennt, die Morawische Nacht und die Genji-Geschichte, tausend Jahre, Prinz Genji und ich, so fern, so nahe, so fern, lese die Sätze aus der Feder eines Amerikaners namens Edward G. Seidensticker, niedergeschrieben vor drei, vier Jahrzehnten, womöglich zur Zeit, als ich selbst, mein einziger Aufenthalt dort, in Amerika war, ein Mittelschüler, erwachend aus dem amerikanischen Traum, viel später dann in den japanischen gespült. Traum von Heian-Kyoto, von Kirschblüten, Mondnächten und verschämten Blicken, von Schiebetüren, Ärmeln und Sehspalten, Kistchen mit goldenen Kranichen auf dem Deckel, Ohrläppchen am Saum einer Haartolle, von Koto-Klängen, Vogeltschilpen, Tränen der Rührung, des Schmerzes, der... Und hinter mir, in der japanischen Wirklichkeit – ich setze mich immer so, daß ich die Leuchtwand durch eine Kopfwendung sehen kann –, der Bahnhof von Mailand, Milano Centrale, Gleis zwölf, der Zug nach Bergamo um 8 Uhr 15, die Reisenden eilen zum Bahnsteig und das Tonnengewölbe öffnet sich zum Himmel, orange leuchtet die Werbetafel des Botschafters (*Il Messaggero*) und die Waggons des Zugs nach Bergamo sind von derselben Farbe: Illusion des Dortseins, Allgegenwart, hier und hier.

So ist das doch, so ist das in meinem Kopf, dem Hort der Gleichzeitigkeit: Ich, der Konvulator, stehe im Jahr 2008 in der ausgedehnten Regenzeit zwischen muffigen Reisfeldern, und ich sitze unter einem Dachvorsprung am Seerosenteich im Kyoto der Heian-Zeit, und ich bewohne „unseren Balkan“, auf

den ich nie einen realen Fuß gesetzt habe; ich bin unter Menschen mit feinen Manieren, rücksichtsvoll und, hinter vorgehaltener Hand, geschwätzig, den Mond und die Blumen liebend, immer ein Gedicht auf den Lippen; unter lautstarken Halbstarke, Halbschwachen, solchen und solchen Feiglingen, die nur das tun, wozu ungeschriebene Gesetze sie zwingen, den Kopf voll Klischees, die Hände voll Accessoires, die Personen Begleiter der eigenen Akzidentien. Schon damals in der Heian-Zeit hat man die Natur kräftig bearbeitet, um sie zu verschönern; um sie dem menschlichen Geschmack anzupassen. Oder um sie zum Sprechen zu bringen? „Die hübschen Haine und künstlichen Hügel waren immer außerordentlich geschmackvoll gewesen. Die ganze Umgebung schwirrte und schwärmte jetzt von Arbeitern, die dabei waren, den Teich zu erweitern...“ Aber in Miyajima, hinter den Gaff- und Kaufbezirken, wo die Verkünstlichung ebenfalls tausend Jahre zurückreicht, sagt uns die Natur nichts. Im Gegenteil, die Steine und Blätter und der Wasserfall sagen uns nichts. Sie ziehen uns in das Gegenteil, das heißt: in ihr Schweigen.

Vorhin habe ich erfahren, daß die Seilbahn auf den Misen letztes Jahr einen Defekt hatte. Der Mechanismus machte plötzlich halt, die Fahrgäste saßen stundenlang fest, einige in schwindelerregender Höhe. Es ist also doch nicht alles perfekt... Trostreicher und besorgnisweckender Gedanke. Gut, daß ich vor unserer kleinen Reise nichts davon wußte; ich wäre nicht mit derselben Gelassenheit in die Gondel gestiegen. Meiner Erfahrung nach muß man den Tod von Herzen hinnehmen, erst dann kann man sich von ihm und seinem Gedanken befreien. So kann man, vielleicht, unbeeindruckt von der Sterbensmöglichkeit seinen Weg gehen. Ich stelle mir vor, mit Naomi zusammen über dem Abgrund – plötzlich verwandelt sich das wohlige Grün in einen böartigen Abgrund – zu schweben, ohne zu wissen, was los ist. In Gipfelnähe schneit es, weiter unten verwandeln sich die Flocken in Regentropfen. Wir frieren. Wie sollen wir uns auf so engem Raum warm halten? Nichts und niemand ist perfekt: ein Satz, den wir zu unserer Verteidigung (oder Entschuldigung?) von uns geben. Dabei habe ich oft genug die Perfektion der Verkehrsverbindungen, der Pläne wie ihrer Durchführung, in der Großstadt bewundert: in jeder Minute wenigstens ein durchbrausender, haltmachender, anfahrender Zug. Und die in einem fort hoch- oder niedergehenden Bahnschranken, ihr ewiges Tickern... Daß hier nie jemand im falschen Moment auf den Geleisen steht! Daß hier nie ein Unglück geschieht! Bis dann eines Vormittags ein aus den Bergen kommender Schnellzug viel zu schnell in eine Kurve und über diese hinaus gegen ein Wohnhaus fuhr: mehr als hundert Tote, unter ihnen die Sekretärin unseres Instituts. Nicht aus Mangel an Perfektion geschah das Unglück, sondern wegen zuviel Perfektion, bei der ein nicht-perfekter Mensch, der Fahrer, nicht mithalten konnte. Die Schwachstelle Mensch. Meistens stark, manchmal schwach.

Meistens auf der Höhe der von ihm geschaffenen, sich dann verselbständigenden Perfektion. Ob der Fahrer damals den Arm ausgestreckt, das rote Licht angezeigt hat? Was meinst du, Naomi?

Klar hat er den Arm ausgestreckt, den Finger ausgestreckt, aber da hat die Manschette schon gezittert, die Dienstmütze, es war zu spät, eine Sekunde oder Minute zu spät, schon in den Stationen zuvor war es zu spät geworden, schon immer in seinem Leben war es zu spät, seine Reaktionen zu langsam, wer will den großen Zeitplan gefährden wegen ein paar rasch aufzuholenden, denkt man, im Nu aufzuholenden Sekunden, Minuten, Sekunden. Immer war es zu spät im Leben dieses Mannes, und dann ist er, zusammen mit hundert anderen, zu früh gestorben.

Aber die Seilbahn...

Ein kurzer Stillstand, war's überhaupt eine Stunde, war's eine Minute? Generalüberholung nach dem Vorfall, seitdem geht es gemächlich weiter, ein weiteres Jahrzehnt oder Jahrhundert. „Kontrolle und regelmäßige Wartung, das ist das Wichtigste“, sagt die Frau aus Onomichi, und ich sehe sie an, wie ich sie noch nie angesehen habe: das harmonische, ovale, ein wenig europäisch wirkende Gesicht, unauffällig wirkungsvoll geschminkt, der schlanke Hals, das kornblumenblaue Sommerkleid, neben dessen Trägern die weißen Streifen des Büstenhalters zum Vorschein kommen, und in den Schalen die vollen Brüste, bei der kleinsten Bewegung ein wenig schaukelnd, und die zwei wie Lebenslinien auseinanderlaufenden Falten am Achselansatz, die sorgfältig rasierte Höhlung, und dann, mein Blick ist nach unten geglitten... gewandert... nein: gesprungen, mein Blick findet sich plötzlich auf den Knien der Frau wieder, auf ihren schön parallel gestellten Beinen, von den Oberschenkeln ist nur eine Handbreit sichtbar, darunter, steil abfallend, das glänzende Schienbein und die schmalen, ausdruckslosen Waden, als wäre die untere Hälfte dieses Körpers erstarrt, von den Hüften abwärts gelähmt, nie in Bewegung das Becken, der Venushügel, die Schenkel. Oben das blühende Leben, unten tote Hose, selbst die angenehm maßvolle Bräunung der Haut zeugt vom Schlaf der Sinne, aber...

Warum nur? Was ist geschehen? Warum?

Victory

Rock'n'Roll

Hier den Genji-Roman zu lesen, in diesem Plastikcafé am sogenannten Boulevard, der vierspurigen Durchzugsstraße, die diese viel zu schnell gewachsene Bauernstadt teilt. *Victory das Café*, woher dieser Name, niemand kann es mir sagen, die jungen Leute nicht, die hinter der Theke jobben, der Chef nicht, der es eilig hat, muß noch ein anderes Lokal observieren – arbeitet für eine Kontrollfirma, wer ist eigentlich der Chef? Niemand, es ist ein kopfloses System, die Chefs haben sich verflüchtigt, jeder beaufsichtigt jeden. Das „das“ kann nur deutsch gemeint sein (von wem?), der Artikel ist sächlich und Victory heißt, was denn sonst, der Sieg. Das Sieg? Die Sieb? Eine Frau kommt durch die selbstöffnende Glasflügeltür, mit ihr ein Schwall heißer Luft, der sogleich von der gekühlten Innenraumluft getilgt wird; eine nicht mehr junge Frau, fünfzig oder älter, ihre Wangen etwas zerknittert, die Haare lang und glatt, ohne Glanz, Schulmädchenkittel und dunkelblaue Stutzen bis unters Knie, kleines goldenes M eingenäht oder aufgedruckt: vom Fast-Food-Laden ins Self-Service-Café, alles durchamerikanisiert, die Tankstelle auf der anderen Seite vom Boulevard, wo die jobbenden Jungen (plus ein Mädchen) winkend auf das heranfahrende Auto zustürzen, und das Book- und CD-Shop daneben, im Stockwerk darüber die Spielhöhle, alles durchglobalisiert. In welchem Land bin ich? In welcher Stadt? Im Kyoto der Heian-Zeit? Wo ist die Kultstätte, in der ich vor gar nicht so langer Zeit meiner Hochzeit beigewohnt habe? Die dünnen Wände dieser Scheingebäude, die Theaterkulissen, das unwirkliche Tür- und Fensterglas, aber der Verkehrslärm bleibt draußen auf dem sogenannten Boulevard, die Hitze bleibt draußen, wie im Winter die Kälte draußen bleibt trotz der Fuge über dem Boden, die Luft herinnen von einem Kanonenofen mit blauem Gasflämmchen erhitzt – so etwas gibt es noch, Kanonenöfen, Imitat oder echt. So ausgesetzt in diesen dünnwandigen Hütten, und doch so geborgen, verborgen, hinter Schleiern, Schirmen, Zwischenwänden, Reispapierbögen, Vorhangständern immaterialisiert. Wie Prinz Genji und seine Zeitgenossen, die dauernd etwas zu spähen, zu verbergen, anzudeuten, zu vermuten, zu tratschen haben.

Verreden? Zerschweigen?

Da bin ich wieder einmal in die Falle eines selbstgestrickten Klischees gefallen, denn ich hätte gern den schärfsten Gegensatz zwischen dem, was vor tausend Jahren war, und der Jetztzeit gesehen. Will versuchen, mich herauszuziehen aus der Falle. In einem fort sprudelt Rock'n'Roll-Musik aus den Lautsprechern, wie jedesmal, wenn ich Victory-das-Café besuche; sie kommt von einem endlosen Tonband und kennt keine Ausnahmen, ist nichts als purer kindlicher Rock'n'Roll der fünfziger Jahre, Elvis Presley im Peloton, Buddy Holly keine Rettung, in einem fort diese gekünstelten Stimmen und

Instrumente, dieses Flirren und Schaukeln, Trällern und Kreischen, das ich hier am Boulevard hören will. Im Genji-Roman haben die Frauen, die den Musikinstrumenten halbwegs ansprechende Töne hervorzulocken verstehen, bei den Männern einen Bonus, sie haben einen Stein im Brett, um diese gleichfalls mittelalterliche Redewendung zu gebrauchen. Koto Shakuhachi Shamisen, es passiert mir immer noch, daß ich das Wort dem falschen Ding zuordne, und es ist auch egal, die Zeit dieser Musik längst vorbei, nur noch im Bildungsfernsehen zu hören oder im Theater, das man ein-, zweimal im Leben besucht, oder bei Hochzeitszeremonien, aber wer heiratet heutzutage im Shinto-Schrein, viel wahrscheinlicher ist ein Akt in einer Hotelkapelle mit christlich getrimmtem Pfarrer und süßlicher Wienerklassik, etwas aus der Serie *Best 100 Classics*, die man drüben im Book-off für 1000 Yen erstehen kann. Das Koto-Spielen und Gedichte-Rezitieren und, wenn man die Gabe der Schlagfertigkeit besaß, das Stegreifdichten spielte ungefähr die Rolle, die das wechselseitige Zuschicken von Popsongs mit dem Computer oder dem Handy heute spielt, das gemeinsame Anhören des Aufgenommenen und millionenfach Vervielfältigten, aber auch, ja, immer noch, das Gitarrenspiel an Frühlingsabenden am Ufer des Otagawa, an der Stelle, wo vor fünfundsechzig Jahren die Bombe explodiert ist, das verliebte Zuhören, die Wange auf dem angewinkelten Knie.

Warum spreizen Japaner, wenn sie von einer Kamera abgelichtet werden, automatisch zwei Finger und halten sie neben ihr Gesicht? Besonders die Jungen, besonders die Mädchen. V, um sich siegesbewußt zu geben?

Ich glaube nicht. Es ist eine Art Satzzeichen, Anwesenheitszeichen. Es bedeutet „hier“, „ich bin's“, *presente*, wie die Spanier sagen. Identitätszeichen. Etwa so wie die Hülse „-desu“, die man den Namen hinzufügt. Ohne das Existenzzeichen gilt die Person nicht. Man muß sich bekräftigen. Ein Name ist Schall und Rauch. Jedes Wort Schall und Rauch.

Wer hat das gesagt? Kein Japaner. Ein Westernheld der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Ein historisch verkleideter Rock'n'Roll-Typ. Stewart Granger. „Schall und Hauch“ müßte es heißen.

Etwas für die Ohren, für die Haut.

Atem.

Discorrere sulle donne... Den Ausdruck habe ich zum ersten Mal bei Leonardo Sciascia gelesen, und ich glaube, es war die Rede von Vitaliano Brancati... *Don Giovanni in Sicilia*, ja das wäre möglich. Über Frauen reden. Die Frauen aufzählen, durchmustern, numerieren, wie Don Giovanni eben. Der berühmte, wunderschöne, von allen bewunderte Prinz Genji ist auch so einer. Und was er im

zeitvertreibenden Gespräch so von sich gibt, wirkt durchaus herzlos, obwohl in einem fort von Herz und sogar von Mitleid die Rede ist. Zum Beispiel in der Frauengeschichte, in der einer der jungen Männer aus Genjis Clique seine Gefährtin, die für seinen Geschmack (oder seine Zwecke) allzu eifersüchtig ist, durch zeitweisen Liebesentzug und andere Drohungen zu mehr Freizügigkeit zu erziehen versucht. Zuviel Eifersucht tut nicht gut, zuwenig auch nicht, da sind sich die Kumpane einig; letzteres läßt auf Gefühlskälte schließen oder nährt den Verdacht, daß sie sich heimlich einen Liebhaber hält. Eifersucht, sei es auf der Männer-, sei es auf der Frauenseite, durchkreuzt das Liebesspiel, dem die Höflinge so gern nachgehen. Der Mann selbst will sich nicht „bessern“, wie es die nicht grundlos eifersüchtige Frau von ihm verlangt, er beharrt noch sturer auf seinem Standpunkt, und so versinkt die Frau langsam, aber endgültig in ihrer Traurigkeit und stirbt. Dieser Tod wird mit derselben Abruptheit erzählt, die ich hier wiederzugeben versuche. Der Erzähler wirft sich zwar vor, falsch gehandelt zu haben, aber letztlich nur, weil ihn der Verlust der Frau geschädigt hat, nicht aus Mitleid oder aus einem tieferen Schuldgefühl. Dabei hat er doch einen Menschen auf dem Gewissen... Aber nein, so funktioniert die Gedankenwelt der Hofleute nicht. Sie schämen sich öfters, fühlen sich aber nie schuldig. Das eigene Interesse vor Augen, die Frage im Ohr: Was werden die Leute wohl sagen? Die sogenannte Gesellschaft schaut ihnen über die Schulter, sitzt ihnen im Ohr. Der Druck des gesellschaftlichen Systems auf den einzelnen scheint damals, wenigstens im höfischen Kyoto, in der Kaiserstadt, dem fraglosen Mittelpunkt des Landes, so groß gewesen zu sein wie heute. Der innere Druck – nicht sosehr der äußere Zwang; das verinnerlichte System, sei es auch nur aus Angst vor übler Nachrede. Der junge Genji zeichnet sich durch seine Unverschämtheit aus. Wo sich ihm eine Gelegenheit bietet, packt er sie beim Schopf. Kann er zwei auf einen Streich erlegen, zögert er nicht, es zu tun. Am Ende einer Episode, in welcher er eine verheiratete Frau überrumpelt hat, die er später immer wieder bedrängen wird, obwohl sie sich – aus gesellschaftlichen Gründen! – standhaft wehrt, und gleichzeitig eine geheimnisvolle Frau verführt hat, die ihm auf dem Weg zu Utsusemi (= Schöne Zikade) begegnet war, sind alle Beteiligten beschämt, die beiden Frauen (die nichts voneinander wissen), Genji selbst und auch sein Page, ein Kind, das er als Kuppler gebraucht. So vieles, was geschieht und geschehen muß, die Befriedigung der Bedürfnisse und des mächtigen Spieltriebs, die Durchbrechung der Standesschranken, die kleinen Freiheiten, so vieles hat heimlich zu geschehen. Fast könnte man sagen: Das Wesentliche des Lebens spielt sich im Dunkel ab, im Halbdunkel, das kein Wissen, sondern nur Ahnungen erlaubt. Was für ein fruchtbares Feld für Gerüchte Vermutungen Verleumdungen! Das heißt aber auch: für die Literatur. Wie ein Magnet zieht der Heimlichtuer das Geschwätz auf sich. Schließlich ist das Genji-Monogatari selbst aus dem hervorgegangen, was man in Europa „Salongeplauder“ nennt.

Geschrieben von einer Frau, einer Hofdame. Was mag sie wohl gedacht haben, als sie die selbstherrlichen Männertiraden der Genji-Runde wiedergab? Sie, die Lauscherin hinter papierenen Wänden... Oder doch eher: Erfinderin? Ein Mann aus der Runde erzählt von einer Frau, die viel klüger ist als er selbst. Zwar erkennt er sie als Lehrerin an, zeigt sich dankbar für den erhaltenen Unterricht in chinesischer Schrift – damals nur von wenigen Gebildeten gebraucht – und chinesischer Dichtung. Als Ehefrau sei sie jedoch nicht geeignet, eine klügere Frau im eigenen Haus würde dem wenig gebildeten Mann (zu diesem Mangel scheint er trotz allem zu stehen) zur Schande gereichen: „Ich hätte mich immerzu vor ihr schämen müssen.“ Schon wieder die Scham, mit der sie sich alle, Männer wie Frauen, herumschlagen müssen und der sie sich immer wieder zu entziehen versuchen. „Was können wir Männer mit so einer großartigen Frau anfangen?“ fragt sich der Genji-Kumpan. Und was wird sich Murasaki Shikibu gedacht haben, als sie diese rhetorische Frage niederschrieb? Daß so eine Frau eben doch nur zum Bücherschreiben geeignet ist?

Die Celestina

Victory, das Wort neulich am Stadtrand über dem prunkvollen Eingang einer Pachinkohalle gesehen, darüber fünf oder sechs Parkhausetagen. Die Schrift ganz anders geschwungen, schwungvoll: Hier wird gesiegt. Eintritt für Sieger. Das zieht naturgemäß Verlierertypen an. Ganz klein, an der Tempelsäule, dann das Logo, weißes V in dunkelrosa Kreis, dasselbe wie bei Victory-das-Café. Daher weht also der Wind. Die Flügeltür ist automatisch aufgegangen, ein Schwall schlug mir entgegen, eine ungeheure Zusammenballung von Geräuschen, wie um die ringsum herrschende Stille zu verhöhnen, Gefunkel wie in einer Siebzigerjahredisko, Mischgeruch von Zigarettenrauch und Dosenkaffee, erstarrte Männer, erstarrte Frauen, starre Alte, Junge, halbe Kinder, angeschweißte an den moosgrünen Drehthron, die Handfläche brav auf einen der Knöpfe gelegt, fasziniert vom Blitzen und Donnern und Flittern, vom Schlangengezüngel, gebannt vom vielfachen Hals der Hydra, der vielfach nachwächst, die Zahl vergrößernd und doch immer gleich. Niemand hat mich angeschaut, auch nicht die Mädchen mit Hauben und rot-weißen Röckchen. Bin hinausgegangen, das Milchglas hat sich hinter mir geschlossen, hinaus auf die urgraue, viel zu enge Asphaltstraße. Ich will kein Sieger und kein Verlierer sein. Sieg oder Niederlage, das ist mir egal.

Machos, die Typen mit ihren Schlotterhosen und Baseballmützen, Zigarette zwischen den Lippen? Ex-Machos, die keine Frau ernst nimmt, am wenigsten die, die neben ihnen auf dem Thron sitzt. Gealterte Helden, Melancholiker, die in einem anderen Stück die Flüchtigkeit des Lebens, die ewige Unsicherheit und das unausweichliche Scheitern betrauern. Jetzt sitzen sie hier, haben mit der Trauer

allem außer der abstrakten Hoffnung entsagt. Victory! Mit dem Fahrrad auf dem schmalen, erhöhten Asphaltstreifen balancierend, manchmal schlingernd, der den Nichtmotorisierten zugewiesen ist, dachte ich von ungefähr an eine betagte Frühstückskellnerin in einem Hotel in Guadalajara, Mexiko, die mich in jedem zweiten Satz als „macho“ titulierte: traditionelle Anrede, nicht anders als „mein Herr“. Trotzdem war ich peinlich berührt, und zugleich belustigt. Die Scham auch in mir, und hin und wieder das Lachen der Scham. Die Scham sollte mich, sollte uns überleben! Soll sie, aber nicht ohne Gesellen, die sie von Zeit zu Zeit in den Rinnstein rempeln. Im Scherz und im Ernst. In Wahrheit beherrschen auch hier (wie überall) die Machos die Szene der Firma, des Büros, der Universität, der Kulturindustrie, der Kneipe. Macht & Geschlecht. Hinter den Kulissen erstreckt sich ein Raum, dort drehen sich die Machtverhältnisse manchmal um. Nur der Stil ist hier anders, Rücksichtnahme wird gespielt, Frieden und Gleichgültigkeit. Die Wirkung aber stärker, weil kaum je hinterfragt; die Mechanismen eingeschliffen...

Allgemeinplätze, eigentlich will ich sie vermeiden. Oder. Nicht ganz. Jetzt nicht. Seit Tagen rumort ein Satz aus der Morawischen Nacht in meinen Gehörgängen: Keine Erklärungen, Literaturmachen heißt, jede Erklärung vermeiden.

Ja? Gute Maxime?

Erklären: mir etwas erklären, um es zu verstehen. Oder nur anschauen, was da ist. Staunen. Erst staunen, dann verstehen? Oder umgekehrt? Jedenfalls das Staunen so lange wie möglich aufrechterhalten (was nicht nur mir schwerfällt). Nichts erklären, nichts verallgemeinern. Alles in seiner Besonderheit erkennen, anerkennen, stehen lassen. Das je Einzelne. Aber wenn es sich ständig mit irgendwas Allgemeinem, was dem und dem gemein ist, vermischt! Das davon unbesudelte Besondere, wie soll ich es finden? Aber die Schmutzflecken gehören zum Kleid, sie sind eingeplant und mitgekauft, man zahlt für den Schmutz, die Auftrennung, das Loch und die Leere, und das Kleid gehört zum Körper.

Wozu auch das noch bedenken...

Im Kyoto der Heian-Zeit war Polygamie nicht nur gestattet; ein Mächtiger, der sich viele Frauen hielt, genoß hohes gesellschaftliches Ansehen. Das gilt allerdings nur für die Adligen. Ein Bauer oder Handwerker konnte sich allein schon aus materiellen und zeitökonomischen Gründen nicht mehrere Frauen leisten. Prinz Genji ist ein Don Juan, der sich im großen und ganzen regelkonform verhält; ein angepasster Frauenheld, der nie auf die Idee käme, das System, in das er so glücklich hineingeboren

wurde, herauszufordern. Auch im alten Europa waren die Libertins allesamt Adelige. Die Irrungen und Wirrungen in Goethes *Wahlverwandschaften* sind nur auf so einem Schauplatz denkbar; die moralischen Bedenken, die die Handlung erst kompliziert machen, sind die bürgerliche Beigabe des aus einer Kaufmannsfamilie stammenden Autors, der sich recht und schlecht in die adelige Welt eingefügt hatte. Ganz andere Verhältnisse als heute? Einerseits raten die Textkommentatoren den Lesern, die historischen Hintergründe und den zeitlichen Abstand zu bedenken. Andererseits preisen sie ein Buch wie das *Genji-Monogatari* gerade wegen ihrer unvergänglichen Frische: Die klassischen Werke hätten kein Ablaufdatum. „Anyone can read it today“, mit diesem Satz beginnt der letzte von bisher drei englischsprachigen Übersetzern des Romans das Vorwort zum Buch, und er fügt hinzu: „The notes are useful, but not required.“ Nicht erforderlich zum Beispiel die Informationen über die penible höfische Etikette, die Hierarchien, die Bräuche. *Genji* ist einer von uns: So will ich seine Geschichte lesen. So will ich mit ihm plaudern und rechten. Ja, auch rechten.

Don Juan, sogar der von Mozart/Da Ponte und gewiß auch noch der von Kierkegaard, wird ja als abschreckendes Beispiel präsentiert, das uns braven Bürgern zeigen soll, was man nicht tun darf und welche Konsequenzen es hat, wenn man es doch tut. Dabei kann Bewunderung für den frechen Herausforderer entstehen, der seiner eigenen Lust frönt und sich nimmt, was er will und braucht. Wer träumt nicht manchmal davon, so zu sein wie er. Oder wie *Genji*. Noch so ein bürgerlicher, kleinbürgerlicher, geheimbürgerlicher Gedanke. Und vielleicht sind ja heute alle Männer so, lauter kleine Prinzen, jeder ein edler Libertin. Glaubt man einem Mann namens N., der ein Buch mit dem arroganten Titel *Darum nerven Japaner* geschrieben hat, so trifft diese Einschätzung auf die meisten jungen Japaner zu: lauter verwöhnte Fratzen, die ihre sexuelle Freiheit genießen. Viel entspannter als im christlichen Abendland gehe es bei den hiesigen Treffen der Jugendlichen zu – N. erinnert sich an seine Sexualnöte in der Zeit des Heranwachsens. Als er diese Sätze schreibt, ist er zweiunddreißig, studiert an einer Eliteuniversität in Tokyo und pflegt hauptsächlich Umgang mit Zwanzigjährigen. Wahrscheinlich, denke ich bei der Lektüre dieser gutgelaunten, superkritischen Seiten, versteht es der N., den Ausländerbonus, den europäische Männer in Japan häufig genießen, geschickt einzusetzen. Ob aber die jungen Japaner wirklich ein so unkompliziertes Verhältnis zum Sex haben? Fällt es ihnen leicht, die Triebbefriedigung von den Gefühlen abzukoppeln? Und, recht überlegt, geschieht nicht genau das, Spaltung von Sex und Liebe, im alten *Genji-Monogatari* ein ums andere Mal? Das Gefühlswort nimmt der Prinz bald einmal in den Mund, vor allem dann, wenn es ihm nützt. Sein Denken ist öfter utilitaristisch als ästhetisch. Am seltensten ist es geistlich, religiös. *Genji* spricht von Liebe, wenn er eine Frau herumkriegeln will. Genau wie heute: „Romantik“ als Zugeständnis, als männlicher Trick, um ans Ziel zu kommen, das Triebbefriedigung heißt. Ja, *Genji* ist einer von uns. Einer aus dem „geschminkten Wahnsinn des Alltags“. Richtig? Nein, denn unser Alltag ist sehr

moralisch. Ich weiß es nicht, vermute aber, daß sich die Moral in Japan erst seit der Meiji-Zeit in alle Lebensbereiche eingestrichelt hat. Zufällig war die Zeit der Öffnung – nicht hin zu Amerika, das damals noch keine Weltmacht war, sondern nach England und Deutschland – die Zeit des Viktorianismus. Dieser Viktorianismus ist den Japanern genauso in Fleisch und Blut übergegangen wie das Linksfahren auf den Straßen. Der japanische Moralismus hat das europäische Vorbild an Rigidität zweifellos übertrumpft, und er besteht unangefochten weiter, während der europäische Moralismus von einer Krise in die nächste schlitterte.

So viele Menschen sehnen sich nach einer Beziehung, nach einer Freundin, einem Freund, einem Ehepartner und schaffen es nicht, diesen Wunsch nach Normalität, nach dem gängigen und normativen Lebenskonzept, zu verwirklichen. Ob Flirtparty von Minderjährigen oder seriöse Treffen zwischen Heiratswilligen, was mich immer wieder erstaunt, ist die bedeutende Rolle der Kuppler, die ich in Europa nur aus der Literaturgeschichte kenne. So als wären die Leute hier nicht imstande, unmittelbar – ohne Mittelsperson – Kontakt zu den anderen aufzunehmen; als würden Umgangsformen, Höflichkeitsfloskeln, Gesten der Rücksichtnahme, dieser ganze rhetorische Panzer, jede Berührung unterbinden, statt sie anzubahnen. Es gibt Gelegenheitskuppler aus Leidenschaft und professionelle Kuppler. Fast immer sind es Frauen. Ohne Zündvorrichtung scheinen die Funken nicht zu schlagen. Wie schlagen sie in Europa und anderswo? Manchmal einfach so, ohne Vorbereitung oder Vorwarnung auf der Straße, in einem Geschäft, bei Tanzveranstaltungen. *Coup de foudre*, Blitzschlag, unberechenbar. Frage ich in Japan die Zwanzigjährigen, ob sie tanzen gehen, ist die Antwort immer negativ. Abgesehen von denen, die einen wohlgeordneten, als Sport aufgefaßten Gruppentanz, meistens Hip Hop, praktizieren, um es darin zu einer Art Meisterschaft zu bringen. Aber einfach nur tanzen, zu zweit, womöglich mit einem Unbekannten? Nein. Das Kennenlernen muß organisiert sein. Angebahnt. Ohne Bahnen keine Berührung.

Das erste *omiai*, an dem ich als Begleiter teilgenommen habe, war durch eine gemeinsame Bekannte der beiden Beziehungswilligen vermittelt worden war. Diese Bekannte ist eine Kunstmalerin, gut aussehend und kokett, bei jeder Gelegenheit ihre erotische Ausstrahlung spielen lassend. Eine Künstlerin eben, sagt man in ihrem Umfeld; ein solches Verhalten würde bei einer Angestellten oder Hausfrau nicht hingenommen. Die Frau hat einen achtjährigen Sohn, einen Ehemann, dem sie in ihrem geräumigen Haus, Familienerbe, wie zufällig begegnet, und natürlich hat sie – offenes Geheimnis – einen Liebhaber. Sie entspricht ganz dem Bild, das ich von einer Kupplerin habe; also der Vorstellung, die sich in mir, ich weiß nicht, durch welchen Input (Plautus in der Schule? das Bild

Vermeers?), im Lauf der Zeit verfestigt hat und die ich eines Tages auf der Theaterbühne in Avignon verkörperlicht sah: La Celestina.

Den Gepflogenheiten entsprechend war die japanische Celestina bei jenem Omiai anwesend. Ich hatte sie in der Eingangshalle des städtischen Kunstmuseums in Kyoto kennengelernt, in nächster Nähe des Heian-Schreins, auf dem Areal, das durch seine unverbaute Weitläufigkeit ein wenig an die Epoche Genjis erinnert, obwohl die mächtigen Gebäude erst in der Meiji-Zeit errichtet wurden. Die Celestina war dort auf einer Bank gesessen, Rücken und Hinterkopf an die Marmorwand gelehnt, das Gesicht in die helle Öffnung des Stiegenhauses gerichtet, die Augen halb geöffnet, die Pupillen fast nicht sichtbar, umso mehr das Weiße der Augäpfel. Ich ging an ihr vorbei und behielt den Eindruck dieses ovalen, wächsernen Gesichts, das einer der Statuen hätte gehören können, die ich kurz darauf betrachtete, etwas eilig, in Unruhe, weil sich die Erinnerung an das ovale Gesicht vor das schob, was ich sah. Als ich vielleicht eine Stunde später die breite Treppe hinunterstieg, sah ich das Gesicht von oben, unverändert, die Augen ein wenig mehr geschlossen, die Spalte jetzt vollkommen weiß. Ein paar Sekunden stand ich vor dem ziemlich kleinen Körper, bevor ich mich entschloß, die Frau zu berühren. Ich dachte zwar nicht, sie könne tot sein, ab er vielleicht war sie krank und brauchte ärztliche Behandlung, vielleicht auch nur Wasser, es war Hochsommer, August. Vorsichtig berührte ich sie an der Schulter, und im nächsten Augenblick kehrten die Pupillen zurück, der Oberkörper nahm eine aufrechte Haltung an, und gleich darauf stand die Frau vor mir, fast auf meiner Augenhöhe, denn sie trug Schuhe mit hohen Absätzen, klobige Stöckelschuhe. Ach, Entschuldigung, ich habe geschlafen, sagte sie. Etwas in dieser Art. *Nette shimaimashita, sumimasen*. Damals konnte ich kaum Japanisch... Sie erklärte mir, daß sie gerade eine Ausstellung vorbereite, davon sei sie erschöpft. Sie schlug vor, einen Kaffee in der Cafeteria zu nehmen, sprang nach zehn Minuten auf, sie müsse jetzt weitermachen, und drückte mir eine Einladungskarte auf. Die Ausstellung wurde genau eine Woche später eröffnet, es war die jährliche Schau der Nihonga-Vereinigung, bei der ein einziges Bild der Celestina hing, ein recht großes Format, eine Landschaft in blassen Grün-, Blau- und Grautönen, in der man, wenn man lange genug hinsah, ein weibliches Frauenprofil ausmachen konnte, den Kopf einer Liegenden, die vermutlich die Celestina selbst war.

Als sie mir bei unserem zweiten oder dritten Treffen im Starbucks in der Sanjo, während wir auf das seichte, ruhig dahinplätschernde Wasser des Kamogawa blickten, gestand, Omiai herbeizuführen sei eine ihrer Leidenschaften, weckte sie sogleich ihre Neugier, und ich fragte sie, ob ich nicht einmal mitkommen könne. „Eigentlich nicht“, sagte sie, Fremde hätten da keinen Zugang. Dann nahm sie mich doch einmal mit, zu einem langwierigen Essen mit langweiligen Leuten, bei dem der männliche Kandidat unangenehm laut wurde, nachdem er zwei Gläser Bier getrunken hatte. Die Celestina

verabschiedete sich, bevor es zu Ende war, mit der Erklärung, sie habe noch einen Termin, und die Anwesenden nickten verständnisvoll, eine Kupplerin hatte eben viel zu tun, zahllose Herzen waren in dieser Stadt noch zusammenzuführen... Die Celestina nahm mich mit, ich fühlte mich regelrecht an der Hand genommen, obwohl sie mich gar nicht berührte. Sie wollte mich ihrer Freundin vorstellen, mit der könne ich besser reden als mit ihr, denn sie habe in Frankreich studiert. Die Freundin, stellte sich heraus, war die Besitzerin eines kleinen Klubs im sechsten Stock eines Hochhauses in einem Vergnügungsviertel, nicht die berühmte Ponto-cho, die ich gut kannte, sondern am Rand einer Wohngegend, wir fuhren im Taxi hin. Die Besitzerin, von den Stammgästen nur „Madame“ genannt, ähnelte der Celestina auf verblüffende Weise; vielleicht waren sie Schwestern oder Stiefschwestern, ich habe nie zu fragen gewagt. Beide hatten eine sowohl körperliche als auch sprachliche Direktheit, die mir in Japan selten begegnet ist. Als Mann, vielleicht auch als Frau (das frage ich mich immer noch, wenn ich an die beiden denke), fühlte man sich unentwegt von ihnen herausgefordert, von Madame in noch stärkeren Maß, man mußte reagieren, mußte sein Inneres nach außen stülpen, sei es auch nur durch kleine Gesten, durch eine unbedeutende Aussage, immer war es zu spüren, das Etwas, die Berührung innen in der Seele, die manchmal von einer körperlichen – Hand auf der Schulter, auf dem Unterarm, Hüfte an Hüfte (in dem schmalen Raum) – begleitet war. Dazu kam, daß die Lippen von Madame voller waren als die der Celestina, und nicht nur voll, sondern auch naß, immerzu waren sie naß, diese Lippen, so daß es mitunter geschah, daß ihr Mund Speichelkügelchen ausschickte, deren Berührung auf der Handfläche oder an der Wange ich nicht als unangenehm empfand.

Es gibt in Japan ein regelrechtes, umfangreiches System von Klubs, in denen Männer ihr Bedürfnis nach weiblicher Nähe befriedigt bekommen, vom unverbindlich höflichen Plaudern bis hin zur sexuellen Prostitution. Es ist dies ein riesiger, allseits bekannter und zugleich verheimlichter Geschäftszweig der japanischen Vergnügungswirtschaft, mit Lokalen, deren Zuschnitt von der Unterhaltungshalle mit einem Heer von Hostessen bis zur winzigen Nische geht, die auf Sonderwünsche spezialisiert sein kann oder einfach nur klein und heimelig (und teuer). Die Nische oder Höhle von Madame war klein und heimelig, preisgünstig nur für Freundinnen wie die Celestina. Die Besitzerin hatte tatsächlich in Paris ihre Ausbildung gemacht, was immer das bedeutete, sie machte nur ein paar Andeutungen, das alles sei viele Jahre her, und von der französischen Umgangssprache hatte sie allerlei Brocken behalten, die nicht immer zur verbalen Verständigung ausreichten. An jenem Abend nach dem Omiai war es noch ziemlich früh, ein einziger Gast saß an einem der fünf Rundtischchen in einer gedämpft beleuchteten Sofaecke und unterhielt sich mit einem Mädchen, einer Studentin der Ritsumei-Universität, wie ich später erfuhr. Mit der Celestina besuchte ich den Ort später noch mehrmals, in relativ großen Abständen, immer einige Stunden vor

Mitternacht, wahrscheinlich deshalb (wir haben nie darüber gesprochen), weil sie ihrer Freundin das Geschäft nicht verderben wollte. Für mich, den täglichen Forscher und Konvulator, hatte das den Vorteil, daß wir über normale Dinge reden konnten, oder anders gesagt, daß ich meine Neugier befriedigen durfte. So erfuhr ich zum Beispiel, daß unter den Angestellten von Madame zwei Hausfrauen waren, die ohne Wissen ihres Mannes dieser Tätigkeit nachgingen, oder vielleicht mit seinem Wissen, aber ohne daß dieses Wissen je geäußert, geschweige denn als Vorwurf gebraucht wurde. Ich erfuhr, daß sich eine Angestellte - „mes employées“, sagte Madame – manchmal ein Zubrot verdiente, indem sie mit einem Stammgast (es gab nur eine Handvoll Stammgäste) in eines der nahe gelegenen Love Hotels ging, daß aber keiner von ihnen irgendwelche Forderungen, ja nicht einmal Vorschläge in diese Richtung machen durfte – die Initiative mußte, in Umkehrung der üblichen Gepflogenheiten, von der Frau kommen. Ich sah, daß jeder Gast eine Whiskyflasche mit einer Schleife um den Hals im Regal stehen hatte, auf der sein Name geschrieben stand. Und ich kam manchmal, wohl das ungewöhnlichste Verhalten, nur dem Ausländer zugestanden, mit einem der Männer ins Gespräch, darunter ein Universitätsprofessor für Meeresbiologie, der in Osaka wohnte und hervorragendes Englisch mit amerikanischem Akzent sprach, mir aber nicht erklären konnte oder wollte, womit er sich in seinem Fachbereich befaßte; statt dessen hielt er Lobreden auf das, was er „Freiheit“ nannte, die Freiheit nämlich von seiner Frau und seinen erwachsenen Kindern, die weit weg in anderen Städten lebten und ihn nur alle heiligen Zeiten besuchten, die Freiheit, auf dem Motorrad herumzufahren und an irgendwelchen Gestaden, auf Inseln die faltbare Angel, auf die er ebenfalls ein Loblied hielt, zu entfalten und auf Fische zu warten. Und sich hin und wieder eine kleine Studentin zu „gönnen“, *to allow myself a little student girl*, wie er es nannte.

Die Sexualnot ist wohl eine der größten, wenn nicht die größte Not einer Wohlstandsgesellschaft. Die meisten derer, die sie überwinden, durch eine mentale, aber körperlich wirksame Selbstkastration. Aber nicht jeder ist imstande, dieses Ideal eines befriedeten Daseins zu verwirklichen. An der Universität, an der ich meinem Brotberuf nachgehe, wurden in kurzer Zeit zwei Professoren desselben Instituts wegen sexueller Belästigung von Studentinnen entlassen. Zwischen den beiden – der eine leitete das Institut – bestand keinerlei Einvernehmen, sie sind zwei ganz unterschiedliche Typen. Aus dem Mund des Institutsleiters, einem begeisterten Tennisspieler, habe ich sogar einmal seine Empörung über das ungehörige Verhalten seines Kollegen vernommen, bevor er selbst dann wegen einer ähnlichen Affäre das Handtuch werfen mußte. Nachdem mehrere Fälle aufgefliegen waren und das Ansehen der Universität zu leiden begann, wurden alle Lehrer der Universität zur Teilnahme an Aufklärungskursen über *sexual harrassment* verpflichtet. Von dem, was irgendein Fachmann – nein,

eine Fachfrau – in einer Frontalvorlesung erzählte, verstand ich zwar nicht viel, aber ich spürte, aber ich spürte, daß jedermann den Sermon über sich ergehen ließ, weil er eben mußte, und sah, wie einige in mitgebrachten Büchern und Zeitungen lasen. Der Weisheit letzter Schluß bei der Bekämpfung von sexueller Belästigung scheint die Maxime für männliche Lehrer zu sein, sich niemals bei geschlossener Tür mit einer Studentin allein in einem Raum aufzuhalten. Als sei jede Studentin als Einzelwesen, außerhalb der Gruppe, die aus ihre eine abstrakte Person macht, ein bedrohliches Wesen, und nicht der Lehrer, der seinen Sexualtrieb anderweitig nicht ausleben kann. Als ich nach dem Seminar in der Kneipe anmerkte, daß die Lehrerschaft der Fakultät zu mehr als neunzig Prozent dem männlichen, die Studentschaft aber zu achtzig oder neunzig Prozent dem weiblichen Geschlecht zugehören und eine – habe ich dieses Wort gebraucht? *kinchoukanwa?* – Entspannung vielleicht eintreten könne, wenn sich dieses Verhältnis ändere, schlug mir blankes Unverständnis entgegen. Wären diese Männer bereit, zu verstehen, könnte es sein, daß sie in Zukunft bei einer Stellenbewerbung einer weiblichen Kandidatin das Feld überlassen müßten.

Zufällig – nein, aus purer Neugier, getarnt in der hintersten Reihe, war ich anwesend, als der Dekan den Studentinnen (und Studenten) des betreffenden Instituts von den Vorfällen und Maßnahmen berichtete. Er redete, ein kleines, adrettes, sauberes Männchen, eine Zeitlang um den heißen Brei herum, den er „Sekuhara“ nannte: in japanisch verballhornender Aussprache verwischt der englische Terminus technicus die Denkmöglichkeit, daß da etwas Sinnliches oder gar Wildes vorgefallen sein könnte, von dem er sich im selben Atemzug distanzieren und gegen das er die Studentinnen, oder eher: die universitäre Reputation schützen muß. Als er sich dann doch dem Kern der Mitteilung näherte, legte er den Akzent seiner leisen Entrüstung auf die Tatsache, daß der Studentin der noch minderjährigen Studentin Wein zu trinken gegeben habe. In Japan beginnt die Großjährigkeit mit dem zwanzigsten Geburtstag, bis dahin dürfen die Kinder – Kinder, die an der Universität, fern vom Elternhaus, einem Erwachsenenleben nachgehen – offiziell keinen Alkohol trinken. (Sie trinken natürlich welchen, wenn auch kaum auf die in europäischen Ländern unter Jugendlichen verbreitete selbstzerstörerische Weise). Daß der Professor die Minderjährige vergewaltigt haben könnte, deutete er durch das Verziehen seines Mundes an. Der mittlerweile entlassene Institutsleiter hatte mir einige Tage zuvor unter vier Augen beteuert, die Studentin habe allem zugestimmt. Mein Gefühl sagte mir, daß beide Parteien nicht die Wahrheit sagten. Wenn es stimmt, daß es sich um ein Liebesabenteuer oder was auch immer in wechselseitigem Einverständnis gehandelt hat, weckt die Sache bei mir keine moralischen Bedenken. Nach den Regeln der Universität hingegen darf es zu keiner wie auch immer vollzogenen Berührung zwischen einer Studentin und einem Lehrer kommen. Oder genauer: Die Berührung, hat sie einmal stattgefunden, darf wie der Alkoholkonsum der Minderjährigen nicht ans Licht der Öffentlichkeit dringen.